

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 4

Artikel: Albert Talhoff 1888-1956 : ein Schweizer Dichter im Anruf der notleidenden Völker
Autor: Keckeis, Johann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch zu den großen Fragen, die das Schicksal Spaniens ausmachen, hat er auf seine Weise Stellung genommen. Als das Regime Francos die Oberhand gewann, verließ er Spanien. Hören wir zum Schluß seine Klage:

«Spanien — Herz, Gehirn, das Innerste wandert aus Spanien aus. Was Geist, ideale Kraft und Fähigkeit, höhere Kultur bedeutet, läßt Spanien — warum und um wessentwillen? — ohne Geist, Kraft und Kultur zurück. So können die Zurückgebliebenen in dem weiten Raum tun, was in Spanien üblich ist, was für sie das spanische Leben ist. Ach, mein Spanien!»

ALBERT TALHOFF 1888—1956

EIN SCHWEIZER DICHTER IM ANRUF DER NOTLEIDENDEN
VÖLKER

VON JOHANN KECKEIS

Er ruht seit zwei Jahren auf dem Luzerner Friedhof. Sein asymmetrisches Grabmal lädt den Besucher ein, dieses Wort zu betrachten:

Es gibt keinen Tod, der bleibt.
Nichts ist vergänglicher als das Sterben.
Denn der Geredete von Gott kann nie verstummen.
Was der Mund nicht mehr vermag,
leitet der Geist in immer höherem Gesange
zu immer höherem Lichte zurück.

Alle Schweizer Autoren, die in den achtziger oder in den frühen neunziger Jahren geboren sind, haben irgendwie Stellung genommen zu den gewaltigen Vorgängen und Umwälzungen der beiden Weltkriege. Besonders zwei unter ihnen sind durch diese bestimmend beeinflusst, wenn auch in verschiedener, man könnte beinahe sagen, in entgegengesetzter Weise. Der eine, Meinrad Inglin, gestaltet die Nöte und Notwendigkeiten in unserem Lande; er steht im Anruf des weißen Kreuzes und antwortet in den historischen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Erörterungen seiner Romane: «Ehrenhafter Untergang», «Schweizer-Spiegel», «Urwang». Der andere, Albert Talhoff, erwacht zum Dich-

tertum an den Nöten und Notwendigkeiten, die er 1918/19 in Deutschland erlebt hat; er steht im Anruf des roten Kreuzes und will durch sein Reden und Dichten Elend aufzeigen und lindern; sein Schaffen erstreckt sich infolgedessen durch alle Stationen der europäischen Passion zwischen 1919 und 1956.

Der Vater Talhoffs hätte seinen Sohn gern in der kaufmännischen Laufbahn gesehen; aber die Lehre in einem Luzerner Versicherungsbüro und das darauf folgende Studium an der Minerva führten an kein Ziel. Die Mutter blieb dem Sohn auch noch treu, als er nach Deutschland «floh», angezogen von der mysteriösen Welt des Vorhangs. Was er bei Reinhardt in Berlin und bei Martersteig in Leipzig lernte, setzte er als Theaterkritiker, teilweise auch als Regisseur der Hertensteiner Freilichtspiele in die Praxis um. «Ich schrieb Kritiken darüber, frech und überlegen, wie sich das gehört für einen, der aus der ‚Großstadt‘ kam und dort Theater gesehen.» Joseph Viktor Widmann gewann den Ungebärdigen für den «Bund». In diesen Jahren wird das Zusammentreffen mit dem schon berühmten Luzerner Kollegen Spitteler stattgefunden haben. «Gehen Sie nach Deutschland», sagte ihm dieser, «wenn Sie Dichter werden wollen» — der Kritiker und Regisseur hatte eben einen Ruf an das Dresdener Theater ausgeschlagen — «und noch etwas: suchen Sie sich einen anderen Namen, unter dem Namen Meier — das war Talhoffs bürgerlicher Familienname — können Sie natürlich nicht auftreten.» Da erzählte der werdende Dichter dem Meister von seiner reichen Jugend auf dem großmütterlichen Hof «im Tal» zu Füßen des Pilatus. «Da haben wir es ja», meinte Spitteler, «nennen Sie sich Talhoff!» Äußerlich gesehen, verhinderte der Krieg zunächst manches. Meier-Talhoff leistete 1914—1918 als Füsilier Dienst im Luzerner Bataillon. Innerlich erkannte er während dieser Zeit den Krieg als apokalyptische Warnung und ging deshalb 1918/19 gleich dorthin, wo sich ihm das apokalyptische Element am deutlichsten zeigte: in die ausgehungerten deutschen Großstädte. Sein Brot verdiente er als Lektor bei Diederichs, dem Verleger Spittelers, der auch der seine werden sollte.

Mit tatkräftiger Hilfeleistung setzt hier seine Lebensarbeit ein: Hilfe nach allen Seiten, in jeder Form. Zusammen mit der Heilsarmee, der einzigen Organisation, die an die Elendsherde herangeht, stützt er die sozialen Opfer des Krieges, seelisch wie materiell. Im Jahre 1924 hält er seine Vorträge *Schrei um Hilfe* zunächst in Deutschland, dann auch in der Schweiz. Am 23. Mai 1924 spricht er in der Basler Pauluskirche. C. A. Bernoulli stellt ihn in der «Nationalzeitung» vor: «Er war so freundlich, mich, der ich eben nur seinen Namen kannte (deutsche Zeitungen sprachen in hohen Tönen von den ersten zwei Werken Talhoffs), zu besuchen, und es ist wohl schon lange nicht in meinem Hause von einem Gast schweizerischer gesprochen worden, sowohl dem Munde als dem Herzen nach, als von ihm.» Er liest nicht aus seinen Dichtungen,

um auch in der Heimat bekannt zu werden, sondern erschüttert die Zuhörer mit unheimlichen Bildern des Hungers und seiner Folgen: des Hungers auf offenem Feld, in Straßen und Gassen, in der Beletage, im Hinterhaus, im Keller und unter dem Dach, in der Wiege und in der Schule. Sein heiliges Feuer ruft alle auf, die guten Willens sind, «sich ganz zu wagen, wo noch Leiden ist». 1945/46 wird der Dichter dieses Feuer der Nächstenliebe erneut anzünden.

Als erste Dichtung Talhoffs wird 1919 das Drama *Nicht weiter, o Herr!* in Meiningen aufgeführt. Aus tiefster Not tönt dieser Schrei. Überall klaffen Wunden: im persönlichen Leben, in der Familie, im Glauben. Die furchtbarste Last ist den Müttern aufgebürdet. Alle Personen gehen am ungeheuren Leid zugrunde, weil sie nicht zum Grunde des Leidens finden. Der Dichter selbst aber tritt damit den Weg zum Grunde entschieden an. Noch jahrelang kämpft er zwar gegen die «Sintflut»: «Ich müßte Bände schreiben, wollte ich erzählen, was es braucht, bis man einigermaßen Kurs und Segelstärke seines Bootes kennt.» Elf Jahre später ist aus expressionistisch wilden Versuchen ein Werk gewachsen, das noch heute allein steht in der Bühnengeschichte: *Totenmal*, eine dramatisch-chorische Vision für Wort, Tanz und Licht, begleitet von einem Orchester, das zur Hauptsache aus indischen und chinesischen Tempelgongs besteht. Talhoff ist Dichter, Komponist, Bühnenbildner und Inhaber der Gesamtregie. Die Stadt München als Schirmherrin der Aufführungen hat die Halle 7 im Ausstellungspark für unseren Schweizer gänzlich umgestalten lassen. Mary Wigman übernimmt die solistisch tänzerische Hauptfigur und die choreographische Einstudierung, Prof. Goldmann schnitzt die Masken aus Lindenholz (90 an der Zahl) nach Entwürfen des Dichters, und Prof. Linnebach vom Bayrischen Staatstheater besorgt die lichttechnischen Einrichtungen.

Wozu dieser ungeheure Aufwand? Die ganze Welt soll durch dieses Werk angesprochen werden, und sie wird es auch, wie die Weltpresse bezeugt. Ist die Heimat, die auf das Werk ihres Sohnes sehr schwach reagierte, dadurch zu entschuldigen, daß sie das Thema des Werkes, die Heimkehr der Kriegstoten, nicht direkt anging? Der Dichter aber ruft alle Völker ohne Unterschied der Sprache und Nation zur Gewissensforschung auf, ob sie in ihrem derzeitigen Tun und Lassen das Opfer von zwölf Millionen Gefallenen wert seien. Er beschwört sie, dieses gewaltige Blutopfer nicht zu vergessen, an der Wunde zu wachen, damit sie nicht aufs neue aufbreche. Für den Frieden ist ihm kein Aufwand zu groß; dafür kann es nur letztes Engagement geben und keine ästhetisierende Heldendichtung. Das Erbe eines Niklaus von Flüe und eines Henri Dunant lebt in dieser Kunst.

Der Toten habet acht.
Es will ein großer Wille in der Stille eurer
Herzen ihre Schmerzen löschen

und zur Sonne sie entfachen
über dem Abgrund eurer Nacht.

Dieser leidenschaftliche Wille zum Frieden, zur Verhütung des Entsetzlichen, zwischen dem 25. Juni und dem 2. September 1930 mit wachsendem Erfolg auf der Bühne dargestellt, bringt das bereits wuchernde nationalistische Element Deutschlands ziemlich in Harnisch.

In dieser Zeit treibt die Arbeitslosigkeit in der Weimarer Republik ihrem Höhepunkt zu. Talhoff bestreitet die Aufführung des «Totenmals» weitgehend mit arbeitslosen Schauspielern. Die Suppenküche in seinem Starnberger Heim floriert. Entzückend wußte der Dichter zu erzählen von den Begegnungen mit diesem zum größten Teil arbeitswilligen Volk, das ganz Deutschland durchwanderte und nach etwa zwei Jahren ergebnislos am selben Punkte eintraf, das demjenigen begeistert in die Arme laufen sollte, der ihm Arbeit gab, zunächst an Autostraßen, dann in der Rüstungsindustrie. . . Je lauter sich diese neue Regierung gebärdet, desto mehr zieht sich Talhoff in seine Arbeit zurück. (Das Propagandaministerium verbrennt sogar eines seiner Bücher, das Aphorismenbändchen *Nähe*.) Zu dieser Arbeit gehört auch die Hilfe an Flüchtlinge und Verfolgte, von der begreiflicherweise nicht viele Einzelheiten bekannt sind, weil aus mehr als einem Grunde die linke Hand nicht hat wissen dürfen, was die rechte getan.

Talhoff muß, wie er sagt, zum zweiten Male ein Volk in seine Passion eingehen sehen, und er bleibt bis Ende 1944 unter diesem Volk. Dann kehrt er in die Schweiz zurück, «um die Stimme in die Völker zu werfen, nach der die ganze Kreatur verlangt: die Revolution des Gewissens». Zwischen 1945 und 1951 wächst die Trilogie *Apokalyptische Verkündigung*. Weder Land noch Volk sind darin mit Namen genannt, nur der Dämon Krieg zeigt alle seine Fratzen. Wenige Exemplare von *Weh uns, wenn die Engel töten* (Rascher, Zürich) gelangen nach Deutschland, und erschütternde Briefe danken dem Autor für diesen Weg zum Gewissen, Briefe von Menschen, die das Buch ein paar Stunden, einen Tag oder eine Nacht zur Leihe hatten. Ähnliches geschieht beim zweiten Band der Trilogie *Des Bruders brüderlicher Gang* (ebda), der zuerst in großer Auflage bei Schlösser in Braunschweig erschienen ist; nach einigen Wochen ist kein Verkaufsexemplar mehr aufzutreiben, dafür lesen sich junge Menschen in den Höhlen der bombardierten Städte die Botschaft des Soldaten Niemand vor, diese sprachmächtigen Visionen vom Sinn des Unheils.

Die Erscheinungen der Katastrophe haben eine Vorder- und eine Hinterseite. Und da der Mensch so beschaffen ist, daß er nur in Fragmenten erlebt und selber ein Fragment bleibt, ein nie vollendetes Bruchstück — darum gewinnen die tatsächlichen, die sichtbaren Weltgewebe mehr an Bedeutung als die unsichtbaren Mächte, die auch das Übel gebrauchen, um sich hervorzuschaffen. Das ergibt die tragische Spannung zum Unheil, dem wir zu ent-

fliehen trachten. Man sieht ihm nicht auf den Grund. Man sieht nur die Schatten, aber das Licht dahinter nicht. Dies Licht versichtbaren helfen, das ist die Aufgabe für alle, die für das Gottgeistige noch empfänglich sind. . .

Eine Sammlung von sieben Erzählungen (drei davon sind gedruckt) veranschaulicht 1946 an konkreten Beispielen weiterhin die *Geheimnisse des Unbeils*. Immer führt der Weg über das ach so verachtete Herz. Da weigert sich eine, das aus der Vergewaltigung geborene Kind anzuerkennen, da findet eine einsame, verbitterte Frau durch Annahme eines Waisenkindes den inneren Frieden für sich und das Kind, da tagt eine gespenstische und doch so wirkliche Friedenskonferenz.

Die Sitzung behandelt Paragraphen und kommt nicht weiter. Sie denkt in Gewichten, darunter die Schalen der Erde und der Himmel klirren. Sie würfelt um den Mantel und vergißt das Kreuz. Sie redet von Grenzen und vergißt, daß Seele keine Ware ist. Und so kommt man nicht weiter, höchstens bis zum Kompromiß. Höchstens bis zum Frieden, den man nicht berühren darf, weil sonst das ganze Gestirn zu Rauch und Asche zerfällt.

Im dritten Band der Trilogie *Vermächtnis* (Rentsch, Erlenbach) lernen wir die «seelische Heilmethode» Talhoffs kennen, die er einst an einer Tagung deutscher Pädagogen und Psychologen in neun Vorträgen dargelegt hat. Zwei junge, verzweifelte Menschen treffen in einem zerstörten Dom mit einem Greis zusammen, der sie über alle inneren Abgründe hinweg an ihren Platz in der Welt zurückführt. Das ist Kerngedanke und Ziel dieser Psychologie: jedes Geschöpf hat seinen Platz in der Schöpfung.

Der letzte vollendete Roman Talhoffs, *Der unheimliche Vorgang* (Rentsch, Erlenbach), setzt sich mit der Entdeckung des amerikanischen Heerespsychiaters Marshall auseinander, nach der unter 100 gut ausgebildeten Soldaten mindestens 75 nicht schießen, und zwar aus Angst vor dem Töten, nicht vor dem Getötetwerden (Marshall: Soldaten im Feuer, Frauenfeld 1951). Ein totaler Militarismus sucht diese naturgewollte Reaktion gegen das Kriegsgeschehen durch psychische Mittel zu entmächtigen. Diese schrecklichen Ahnungen des Dichters werden durch jüngste Tatsachen bestätigt, wenn nicht übertroffen.

Hat nun dieser Schweizer Dichter wirklich nichts «Vaterländisches» geschrieben? mag sich mancher fragen. Von Ernst Jünger stammt das Wort: «Der Staat ist das Vaterland, die Heimat das Mutterland.» Wenden wir es hier an, so finden wir es zunächst illustriert durch den oben angeführten Unterschied zwischen dem Werk Inglin's, dem es vor allem um Vaterland und Staatsordnung geht, und demjenigen Talhoffs, dem Heimat Mutterland ist. Heimat als mütterlicher Boden lebt in manchen seiner Dichtungen; es seien nur die einzigartigen Kompositionen über die jahreszeitlichen Wandlungen der klösterlichen Landschaft von Engelberg erwähnt, die im «Bund», in den «Basler Nachrichten» und den «Luzerner Neuesten Nachrichten» zu lesen sind. Mutterland heißt aber

für Talhoff vor allem, den notleidenden Völkern mütterlichen Schutz gewähren. Davon spricht die Betrachtung zum 1. August 1946 *Vom geschichtlichen Auftrag* im «Bund» wie auch der Aufsatz *Das Herz ruft* in den «Luzerner Neuesten Nachrichten» desselben Jahres. Davon zeugt eine seit 1939 mehrmals aufgenommene Arbeit in ganz besonderer Weise: *Ideen zur schweizerischen Sanitätsarmee*. Was die Schweiz als Sitz des Roten Kreuzes immer getan hat, soll auf viel breiterer Grundlage neu gebaut werden.

Diese Gedanken, die unser Autor auch den maßgebenden Behörden mitgeteilt, verlassen vielleicht das Gebiet der eigentlichen Dichtung, aber sie fließen aus derselben Brunnenstube: äußere und innere Hilfe an die durch den Krieg in Not geratenen Völker. Dichten und Helfen ist für Talhoff immer ein und dasselbe. Mögen wir an seinem Werke formell oder gedanklich das eine oder andere aussetzen haben — wichtig ist vor allem, daß ein Gespräch zustandekommt —, so müssen wir doch sein Bemühen zu Herzen nehmen, weil es demjenigen der Edelsten unter uns gleichkommt.